

Eveline Schulze

# Mord in der Backstube

Authentische  
Kriminalfälle aus  
der DDR

Das Neue Berlin



Eveline Schulze

# Mord in der Backstube

Authentische  
Kriminalfälle aus  
der DDR

Das Neue Berlin



# Impressum

ISBN eBook 978-3-360-50024-3

ISBN Print 978-3-360-02154-0

© 2012 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,

unter Verwendung eines Motivs von ullstein-Heritage Images/IBL Bildbyra

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

*[www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de](http://www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de)*

Eveline Schulze

# **Mord in der Backstube**

Authentische Kriminalfälle aus der DDR

Das Neue Berlin

# Asche zu Asche

Die Nasenflügel kräuseln sich merklich. Geräuschvoll zieht die hagere Frau die Luft ein, als würde sie Tabak schnupfen. Der Bäcker hinterm Tisch mustert die Kundin aus der Nachbarschaft ein wenig irritiert und schiebt sich das Käppi mit der mehlbestäubten Hand aus der Stirn.

»Ist was?«

»Riechen Sie nichts?«

Was sollte Müller riechen? An den Duft von frischem Brot hat er sich gewöhnt, seit er in der Lehre war, und das war noch unterm Kaiser. Noch immer hat er diesen Geruch gern in der Nase. Kaum ein Gewerbe, Tischler vielleicht ausgenommen, wo es so gut riecht wie in einer Backstube. Sobald die Ofenklappe sich öffnet, fährt einem der Duft der dampfenden braunen Laibe in die Nase. Er flutet die ganze Backstube und schließt mit dem Geruch von Mehl und Hefe und dem gärenden Sauerteig ein Bündnis. Mit dem langen Holzschieber holt der Bäcker sodann die Laibe aus der letzten Ecke des Ofens und legt sie auf dem Brett ab, das der Lehrling nach vorn in den Laden trägt. Die ewig gleichen Rituale und Geruchsgenüsse ...

»Was meinen Sie? Stört Sie der Backgeruch? Ich bitte Sie, nichts duftet angenehmer als frisches Backwerk. Wollen Sie einen Zweipfünder? Dann geben Sie mir bitte Ihre Brotmarken.«

Während des Krieges, als alles knapp und darum rationiert wurde, führte man die Brotmarken ein: für ein Zweipfundbrot brauchte man 20 Marken à 50 Gramm. Allabendlich, nach dem Tagwerk, klebte Müllers Frau mit Mehlkleister die Marken auf Papierbögen, um der Obrigkeit nachzuweisen, dass keine Scheibe Brot verschoben worden oder »unter den Tisch gefallen« war. Das Ende des Krieges bedeutete keineswegs das Ende der

Rationierung, zudem fing der große Hunger erst richtig an. So wie Mehl reinkam, wurde es verbacken, egal, wie schlecht es gemahlen und mit Kleie gestreckt worden war. In den ersten Nachkriegsjahren hatten die Russen dafür gesorgt, dass er backen konnte. Dann beschlossen sie im fernen Berlin, das war noch gar nicht so lange her, die Russenzone zur Republik zu erklären, obwohl die Soldaten blieben und noch immer das Sagen hatten. Seither hatte Müller aber weniger Mehl und auch weniger Kunden. Die Neiße, die mitten durch das fast neunhundertjährige Görlitz floss, war nun Grenze. Der Ostteil hieß Zgorzelec, und das klang so wie »Gerltsch«. So nannten die Hiesigen ihr Görlitz, das nun plötzlich die östlichste Stadt Deutschlands war. Viele von Müllers Kunden blieben zwangsweise weg. Und jene Deutschen, die die Polen rausgeworfen hatten, waren weiter nach Westen gezogen.

Die Stadt war gut über den Krieg gekommen, keine Bombe war gefallen, und kein Durchhaltekriegs-ernannte sich zum Festungskommandanten. Nur ein paar Knallköpfe von der Wehrmacht hatten noch am 7. Mai '45 alle sieben Brücken über die Neiße in die Luft gejagt, als glaubten sie, auf diese Weise die Russen aufhalten zu können. Dabei feierten diese bereits seit Tagen in Berlin ihren Sieg. Wenn etwas idiotisch genannt werden musste, dann die Sprengung der Brücken von Görlitz.

Drüben, in Zgorzelec, hatten sie jüngst einen Vertrag geschlossen. Die Zone, also diese Deutsche Demokratische Republik, und Polen hatten die Grenze für endgültig erklärt, damit war Schlesien zwar nicht über die Wupper, wohl aber für immer über die Neiße gegangen.

Bäcker Müller, ein unpolitischer Mann, berührt das weniger. Wichtig ist, dass er genug Mehl hat und zufriedene Kunden. Das also jeder in der Schlange, die sich vor seinem Laden bildet, wenn es Brot gibt, auch eines

bekommt und etwas zum Kauen hat. Alles andere lässt ihn mehr oder weniger kalt.

»Also, Herr Müller, das riecht wie ... wie ...«, die Frau schnieft, »nehmen Sie es mir nicht übel ...«

»Wie könnte ich, Frau Scharansky.«

»... das riecht wie bei uns in Breslau, damals, als die Toten nicht rasch genug beerdigt wurden, weil es ihrer so viele waren.«

Nun ist es raus. Sie atmet tief durch.

»Ich bitte Sie, wo sollten hier Leichen liegen?« Müllers Lachen klingt gequält, auch wenn er tut, als amüsiere er sich köstlich. Der Frohsinn ist ihm schon längst vergangen. Auch er hat diesen süßlichen Verwesungsgeruch wahrgenommen und auf eine tote Maus oder Ratte getippt. Deshalb hatte er den Lehrling beauftragt, nach dem Tierkadaver zu suchen. Der fand jedoch nichts, obgleich er in jeden Winkel gekrochen war. Nicht einmal Mäusekötter hatte er entdecken können. Dennoch bestellte Müller vorsorglich den Kammerjäger und ließ Rattengift in der Backstube auslegen. Er wollte sich nicht von der Hygiene die Bäckerei schließen lassen.

Der Geruch hängt noch immer im Hause, woher er rührt, weiß niemand. Nur eines weiß Müller: aus seiner Backstube kommt er nicht. Insofern stellt er sich mit Recht unwissend. »Nein, Frau Scharansky, da müssen Sie sich täuschen. Oder riechen Sie etwas?«

Müller fragt die hinter ihr ausharrenden Frauen. Wie erwartet schütteln die die Köpfe. Sie wollen ihr Brot, mehr nicht.

»Na, sehen Sie«, triumphiert Müller. Er ist erleichtert. Die Frau legt die Marken auf den Tisch, das Geld dazu, greift nach dem Brot und wendet sich wortlos zum Gehen.

»Einen schönen Tag noch, Frau Scharansky.« Der Tag ist im Eimer und Bäckermeister Müller sauer. Wobei sich der

Unmut mehr gegen ihn selbst richtet. Aus welcher Ritze quillt der Gestank? Ob er mal mit dem Krüger ... Er hält von dem Mieter über der Backstube nicht viel, und von dessen Frau noch viel weniger. Als unlängst die Backstube kalt blieb, weil mal wieder kein Mehl geliefert worden war, raunzte ihn die Krügersche an. »Was ist bei Ihnen los, Herr Müller? Wir haben letztens gefroren wie die Schneider und mussten unsere Wohnung heizen. Das war ja nicht zum Aushalten!«

Als wenn es zu seinen Pflichten gehörte, das ganze Haus mit seiner Backstube warm zu halten.

Krüger selbst war ein windiger Bursche, wie Müller schien. Die alten Krügers hatten im Ostteil von Görlitz, also drüben, ein ordentliches Geschäft mit feinen Lederwaren geführt, Taschen, Portemonnaies, Gürtel, Handschuhe, Brieftaschen und so weiter. Nach dem Krieg hatten sie versucht, diesseits der Neiße eine neue Existenz aufzubauen, doch feine Lederwaren gab es nicht mehr, nicht einmal Leder, und schon gar nicht die Kunden, die sich dafür hätten interessieren können. Es ging um die nackte Existenz, nicht um Dinge, die als Luxus galten. Ph, feine Lederwaren ..., Müller lässt geräuschvoll die Luft aus seinem Mund entweichen.

Allerdings schien sich für den Geschäftsmann Krüger sr. und seinen Sohn Franz eine unternehmerische Perspektive aufzutun, als im Juni 1948 in den Westzonen ein neues Zahlungsmittel eingeführt wurde. Diese Währungsreform bezog auch die Westsektoren von Berlin mit ein. Über Nacht war die in allen Besatzungszonen umlaufende alte Reichsmark in den Westzonen ungültig geworden. Die Russen waren mit Recht sauer, denn erstens waren sie von den Westmächten darüber nicht informiert worden, was dazu geführt hatte, dass das alte Reichsgeld nunmehr in ihre Zone floss, weshalb sie selber schnell darauf reagieren



mussten. Zweitens, und das war noch gravierender, war Deutschland mit diesem Schritt definitiv geteilt. Einen Staat mit zwei unterschiedlichen Währungen würde es nicht geben.

Die Russen beklebten die alten Geldscheine mit Coupons wie Zeitungswände mit einer Tapete, weshalb dieses Zahlungsmittel im Volksmund »Tapetenmark« hieß. Wenig später wurden in der Ostzone neue Banknoten ausgegeben, die Währung hieß wie die im Westen, sah aber anders aus. Diese Deutsche Mark ist das gültige Zahlungsmittel auch in Görlitz.

Aber, und darauf gründet Krügers »Geschäftsidee«, in Westberlin werden nicht nur die D-Mark West und die D-Mark Ost in den Wechselstuben getauscht. Sondern man kann dort auch Waren kaufen, die es in den Geschäften der Sowjetzone, welche seit '49 DDR heißt, nicht gibt. Bohnenkaffee, Bananen oder Perlonstrümpfe zum Beispiel. In den Läden der HO oder im Konsum bekam man, wenn überhaupt, nur das Lebensnotwendige.

Krüger fuhr fortan regelmäßig mit seinem alten Lieferfahrzeug aus der Vorkriegszeit nach Westberlin und kaufte dort jene Sachen, die ihm in Görlitz und Umgebung von den Kunden geradezu aus der Hand gerissen wurden. Die zahlten mit ostdeutscher D-Mark, die Krügers in Westberlin wechselten, oder mit Tauschwerten, die sich in Westberlin versilbern ließen: Kameras, Mikroskope, Schreibmaschinen, Teppiche, Gemälde, Lebensmittel und dergleichen Dinge mehr. Erbstücke waren darunter, vieles aber stammte aus der aktuellen Produktion.

Nun haben die östlichen »Organe« aus verständlichen Gründen etwas gegen Schieberei, weshalb sie verhindern wollen, dass clevere Geschäftsleute ihren privaten Reibach machen und Waren aus dem ohnehin schlecht bestückten Handel ziehen. Doch das ist nicht so einfach. Westberlin

liegt nicht nur auf dem Territorium der DDR, die Halbstadt ist auch nicht hermetisch abgeriegelt, und so viel Personal hat man nicht. Schmuggler und Grenzgänger wissen jedenfalls, wie man unkontrolliert hinüber und herüber gelangen kann.

Müllers Obermieter Krüger jr. und dessen Vater sind gut im Geschäft, und Franz Krüger lässt das auch die Leute im Hause spüren. In den Augen des Bäckermeisters ist er ein arroganter junger Schnösel, und seine Frau, die Ruth, steht ihm in dieser Hinsicht nicht nach. Sie arbeitet in einer Parfümerie als angestellte Verkäuferin, doch Müller würde sein Bäckerkäppi verwetten, wenn dort nicht auch Duftwässerchen unterm Ladentisch verkauft würden, die zuvor der feine Herr Krüger in Westberlin besorgt hat. Und dabei war sie mal so ein nettes Mädels. Er kennt ihre Eltern, die Blumbachs. Sie führen ebenfalls einen Laden, wo man alles kaufen kann, was man denn so braucht – vorausgesetzt, es ist vorhanden. Der Krieg hatte die Angebotspalette erheblich eingeschränkt, auch danach blieben viele Regale leer. Nur selten noch stand zwischen Kochtöpfen und Schnürsenkeln auch mal ein Fass mit Heringen.

Trotzdem haben die Blumbachs immer ein Lehmädchen. Natürlich, das ist in erster Linie eine billige Arbeitskraft. Aber sie behandeln diese, soweit dies Müller wahrnahm, anständig und fair. Die letzte, die Hanna, haben die Blumbachs auch übernommen. Hanna ist etwa im gleichen Alter wie ihre Tochter. Ruth und Hanna, inzwischen junge Frauen, unterscheiden sich allerdings nicht nur in der Haarfarbe. Die blonde Hanna, so meint Müller festgestellt zu haben, hat etwas aufreizend Frivoles an sich, während die dunkelhaarige Ruth irgendwie langweilig und herrschsüchtig wirkt. Warum sich Franz Krüger für sie entschied und sie auch heiratete, obgleich er doch auch

etwas mit der Hanna hatte, wie es hieß, wissen die Götter. Müller weiß es nicht.

Was kümmert's mich, denkt der Bäcker. Sobald Krüger wieder aus Berlin zurück ist, will er ihn fragen, ob dieser üble Geruch auch in ihrer Wohnung bemerkt würde.

»Die Nächste, bitte.«

Wochen zuvor. Durch die Straßen der Stadt piff kalter Dezemberwind. Wer nicht unbedingt hinausmusste, blieb daheim. Doch wer konnte sich dies schon leisten? Jeder hatte sein Tagwerk zu erledigen, die meisten standen in Lohn und Brot. Görlitz war Industriestadt. 1815, auf dem Wiener Kongress, wurde die einst sächsische Siedlung der preußischen Provinz zugeschlagen, dann kam die Bahn, und Görlitz wurde mit der Welt verbunden: Dresden, Breslau, Berlin. Dort, in der preußischen Hauptstadt, endete die Strecke im Görlitzer Bahnhof. Der Kopfbahnhof wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, später abgerissen, und nur der »Görlitzer Park« in Kreuzberg, der dort entstehen sollte, erinnert an diese Geschichte.

Die Oberlausitzer Volltuchfabrik mit vier Betrieben beschäftigte einige Tausend Frauen und Männer. Im Bau war das Koweg, das Kondensatorenwerk an der Uferstraße. Produziert wurde im Nähmaschinenteilewerk, kurz NTW. Seit 1888 gab es das Feuerlöschgeräthewerk. 1948 wurde es volkseigen und umbenannt in VEB Robur, wo jetzt Lastkraftwagen und Motoren hergestellt wurden. Zehn Jahre älter war die KEMA, die bis 1945 Maschinenfabrik Raupach hieß. Und schließlich der größte und wohl älteste Betrieb der Stadt: der Waggonbau. Seit 1849 schraubte man in Görlitz Schienenfahrzeuge, da steckte die Bahn noch in den Kinderschuhen. Wie kaum ein anderes Unternehmen hatte dieses Stadt und Umland geprägt.

Ende der 80er Jahre würden allein dort fast viertausend Menschen arbeiten.

Die Görlitzer hatten ihr Auskommen. Ob sie aber alle so unglücklich waren wie Hanna in ihrer Mansardenwohnung, stand dahin. Hanna hatte Arbeit, Hanna hatte ein Dach überm Kopf, und Hanna hatte ein Problem: Sie war schwanger. Wer dafür verantwortlich war, sagte sie niemandem. Denn der Vater war verheiratet. Nicht mit ihr, sondern mit Ruth, die mal ihre beste Freundin war.

Hanna kannte Franz, seit die Neiße Grenze war. Sie hatte eben die Lehre bei Blumbachs beendet und war so um die siebzehn Jahre alt, als Franz in den Laden und damit in ihr Leben trat. Er scharwenzelte immer öfter im Geschäft herum und machte Ruth Blumbach den Hof.

Diese erzählte Hanna brühwarm alles, schließlich waren die beiden Mädchen befreundet. Da hatte man keine Geheimnisse voreinander. Auch als Franz Ruth den Ring aufsteckte, den er ihr aus Westberlin mitgebracht hatte, machte Ruth aus ihrem Herzen keine Mördergrube: Wir werden heiraten, verkündete sie stolz, und hielt Hanna das Schmuckstück unter die Nase. Hanna schwieg tapfer. Denn Franz, die Canaille, hatte es auch schon geraume Zeit mit ihr. Einmal war er im Laden erschienen, als Ruth abwesend und auch sonst niemand im Geschäft war. Er plauderte charmant, Hanna amüsierte sich, und dann hatte er sie bedrängt. Er drückte sie zwischen die Regale im rückwärtigen Lager. Hanna hatte sich gewehrt und gesagt, er solle das lassen, jederzeit könne jemand kommen. Darauf hatte Krüger nur gelacht und gemeint, es gäbe schließlich ein Läutwerk an der Tür, das würden sie schon hören.

Ihr Widerstand speiste sich aus Pflicht und Furcht und folgte den üblichen Anstandsregeln. Doch der Widerstand war halbherzig, denn neugierig war Hanna auch. Sie wollte

schon wissen, was da kommen würde, denn dass zwischen Frauen und Männern Geheimnisvolles liefe, ahnte sie mehr, als sie es wusste: Sie war in dieser Hinsicht gänzlich unerfahren, und die Mutter, die als Stationshilfe im Krankenhaus arbeitete und Kriegerwitwe war, hatte wenig Anlass gesehen, ihre Tochter mit diesem Thema vertraut zu machen. Es waren die Jahre höchster Anspannung, wo der Bauch nur insofern interessierte, als er gefüllt werden musste. Und zwar von oben und nicht von unten.

Franz drängte und fuhr ihr mit der Hand unter die Kittelschürze. Hanna war das unangenehm, doch sie ließ es geschehen. Plötzlich schellte es an der Tür, Franz zog die Hand zurück, sie straffte den Kittel, strich sich übers Haar und trat in den Verkaufsraum.

Hanna bediente die Kundin wie gewohnt freundlich, aber auffällig langsam. Irgendwann wurde es Franz zu lang. Er schritt aus dem Versteck und sagte, er komme noch mal wieder, er habe jetzt keine Zeit mehr, um auf Herrn Blumbach zu warten. Ja, in Ordnung, sagte Hanna erleichtert, denn so sehr war sie an der Fortsetzung der Fummelei nicht interessiert. Zumindest nicht heute.

Das lag inzwischen geraume Zeit zurück.

Natürlich kehrte Franz wieder. Er wurde von Mal zu Mal zudringlicher, wenn sie allein waren, doch es kam nicht zum Äußersten. Zwischen Mehlsäcken und Scheuerlappen wollte sich Hanna nicht ihrer Unschuld berauben lassen. Und wenn es denn wahr war, was er ihr immer mit heißem Atem ins Ohr blies, nämlich dass er sie liebe und mit ihr leben wolle, dann sah sie keinen Grund mehr, sich ihm zu verweigern. So ging sie an die Sache heran. Denn was war Liebe? Ja, sie mochte den Franz, er war ganz nett, doch ihrer Gefühle war sich Hanna nicht sicher. Es war nun mal die Bestimmung der Frau, einem Manne zu folgen, ihm

Kinder und ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Hier war ein Mann.

Er kam auch noch in ihre Mansarde, als Ruth bereits den Trauring trug. Hanna hatte damals kräftig geschluckt, als sie ihn gezeigt bekam, und mit gespielter Freude gratuliert, doch als sie Franz danach traf, stellte sie ihn zur Rede. Er hatte etwas von Pflicht und Wunsch der Eltern geschwafelt, und dass er natürlich nur sie liebe und begehre, was er sogleich zu beweisen sich anschickte. Doch Hanna hielt Franz von sich und verlangte Klarheit. Wie er sich das denn denke?

Franz dachte gar nicht. Der Verstand war ihm in die Hose gerutscht, er wollte seinen Spaß und sonst Ruhe. Warum müssen Frauen immer nur reden, sagte er sich im Stillen: Hanna wie die fordernde Ruth, allerdings aus gegensätzlichen Gründen. Ja, er hatte die kalte, berechnende Ruth geheiratet, sie war die bessere Partie, schließlich gab es bei Blumbachs was zu erben. Hanna, die Verkäuferin, hingegen, brachte kein Haus und keinen Laden mit. Allenfalls ihre Zuneigung. Aber das war eine Währung, die in dieser Zeit nichts galt. Um präzise zu sein: Die für Franz wertlos war. In dieser Hinsicht glich er Ruth, was er bestritt, aufs Haar. Beide waren sich ähnlicher, als ihnen bewusst war.

Klare Sache, dass die Würfel gefallen waren. Trotzdem blieb er dabei, dass er in Wahrheit nur sie liebe, und Hanna glaubte ihm. Und als ihre Regel ausblieb und der Arzt sie wissen ließ, dass sie schwanger sei, schien ihr der Weg frei: Nun musste Franz zu ihr zurückkehren und sich von Ruth trennen.

Doch das geschah nicht.

Als sie ihm eröffnet hatte, dass sie ein Kind bekomme, hatte er lediglich gesagt: Nicht von mir! Er war aus der Mansarde geflüchtet, die Treppe hinuntergestürzt und ließ

die heulende Hanna hinter sich zurück. Zwei Tage später, nach einer Fahrt nach Berlin, war er wieder erschienen und hatte gesagt, man könne doch über alles reden. Auf dem Weg zurück nach Görlitz hatte er sich seine Rede zurechtgelegt. Er hatte Wort an Wort gefügt, die Sätze aneinandergereiht, der Text stand fest. Miteinander reden hieß für ihn: Ich sage dir, Hanna, wo's langgeht. Entweder du folgst mir, oder es ist für immer aus! Er würde sich nicht von Ruth trennen, aber ihrer beider Bratkartoffelverhältnis wie gehabt fortsetzen.

Sein Vorschlag lautete also, sie solle das Kind wegmachen lassen, ob es von ihm sei oder von jemand anderem, egal, die Sache müsse aus der Welt.

»Die Sache« ist dein Kind, hatte Hanna geschrieen, und übergang die unverschämte Unterstellung, sie könne es auch mit anderen Männern getrieben haben. Nein, sie werde nicht abtreiben, rief sie mit Rotz und Blasen in den trüben Novembersamstag, sie nicht.

Ob dies ihr letztes Wort sei, hatte Franz gebrüllt und Hanna darauf heftig genickt. Ohne Pause schob daraufhin Franz nach, er werde sich von niemandem sein Leben ruinieren lassen, auch nicht von ihr, worauf Hanna erstaunlich ruhig reagierte. Worin bestünde sein Ruin, fragte sie gelassen. Sie werde bei der Geburt seinen Namen nicht nennen, das Kind sei vaterlos. Und die Alimente werde er ja wohl aufbringen können. »Oder ist es das, was dich schmerzt?«

Ach, warf er zynisch ein, hattest du es darauf abgesehen, auf mein Geld? Nun würde ihm manches klar. Franz lachte höhnisch auf.

Das sei ja wohl der Gipfel, entrüstete sich Hanna. Du warst doch der geile Bock, du bist doch immer zu mir ins Bett gekrochen, nicht ich in deins, das du mit Ruth teilst.

Und wer hat mir immer schöne Augen gemacht, mich becirt und mit dem Arsch gewackelt? Du hast mich doch scharf gemacht, weil du mich unbedingt in deinem Bett haben wolltest! Unter Liebe habe er sich immer etwas anderes vorgestellt, keifte Franz Krüger, als wäre er die verführte Unschuld.

Raus, hatte darauf Hanna wütend gebrüllt, raus, du Mistkerl, es reicht!

Und nachdem er die Tür zugeschlagen hatte, warf sie sich heulend aufs Bett, dass es quietschte. Einige Tage stand sie wie neben sich. Sie konnte keinen Gedanken fassen, nicht logisch überlegen. Mechanisch ging sie morgens ins Geschäft und stand dort hinterm Ladentisch, mit leerem Kopf ging sie abends wieder nach Hause. Sie hatte niemanden, dem sie sich anvertrauen konnte. Die Blumbachs waren nett, aber Partei, schließlich war Ruth ihre Tochter. Und ihre Mutter wollte sie damit nicht behelligen, sie litt noch immer unter dem Verlust ihres Mannes, und einen neuen hatte sie nicht gefunden, weil sie keinen suchte. Mutters Glück war mit den letzten Schüssen des Krieges gestorben, nun wollte Hanna ihr nicht eröffnen, dass auch ihre Beziehung zu Ende gegangen war.

Die ehemalige Freundin Ruth schied ebenso aus wie deren Mann Franz, schließlich waren beide in den Augen Hannas Schuld an dieser ganzen Malaise. Sonst kannte Hanna niemanden, dem sie sich hätte offenbaren könnte. Keinen Pfarrer, keinen Parteisekretär, niemanden.

Darum war sie nun wild entschlossen, die Angelegenheit allein zu erledigen. Sie würde Franz im Beisein von Ruth zur Rede und ihn vor die Wahl stellen: ich oder sie. Und wenn er nicht zu ihr käme, dann würde sie zur Polizei gehen und ihn anzeigen wegen seiner krummen Touren nach Westberlin. Dort wartete man doch nur auf entsprechende »Hinweise aus der Bevölkerung«. Als Feind



der Republik, der das friedliche Aufbauwerk störte, würde er gewiss für eine Weile aus dem Verkehr gezogen werden.

So dachte Hanna mit schlichtem Gemüt, unerfahren in der Liebe wie im Umgang mit der staatlichen Gewalt, ehe sie sich den Mantel überstreifte und auf die Straße trat. Es war, wie schon gesagt, ein kalter, ungemütlicher Dezembermorgen, Weihnachten lag noch in weiter Ferne wie ihr Glück, aber in längstens einer Stunde hätte sie es erzwungen und würde als zufriedener Mensch nach Hause zurückkehren.

Von weitem schon sah sie Müllers Laden, einige Stufen an der Hausecke führten zur Bäckerei hinauf. Neben dem erleuchteten Schaufenster befand sich der Eingang zum Treppenflur. Die Pforte war unverschlossen. Es sollte erst später Mode und wohl auch nötig werden, dass die Haustür versperrt und der Besuchte per Klingel aufgefordert werden musste, sie zu öffnen.

Hanna stapfte hinein in den dunklen Flur und tastete nach dem Lichtschalter. Noch nie war sie hier gewesen. Ihre Hand strich suchend über die kalten Kacheln, schließlich stieß sie auf den Drehschalter. Eine Glühbirne flammte matt auf. Sie studierte den stummen Portier, aha, zweite Etage.

Die Dielen gaben knarrend nach, das Linoleum schien auch schon mehrere Mietergenerationen überlebt zu haben. Hannas Herz klopfte mit jeder Stufe stärker, sie war jedoch wild entschlossen, die Angelegenheit final zu lösen. Schließlich stand sie vor der Tür. Sie atmete tief durch, ehe sie den Daumen auf den Knopf drückte, unter dem der Name »Krüger« stand. Hingekritzelt auf ein Stück Pappe, das mit einer Reißzwecke an den Ölsockel genagelt worden war.

Sie hörte das helle Schnarren der Klingel und Schritte, die sich näherten. Dann wurde die Tür aufgerissen. Allein